

- 7: Cahiers Luxembourgeois:  
 - Die Familie Vesque (de Puttlange)  
 - Zur Anonymität bei den C. L.

## Abreisßkalender.

Es kann mit den Jahren zur richtigen Leidenschaft werden, auf eigenen und fremden Stammbäumen herumzuklettern.

Psychologisch hängt das damit zusammen, daß ein jeder, der sich auf Reisen befindet, sich für die Leute, die am Reiseziel wohnen, um so stärker interessiert, je mehr sich die Fahrt dem Ende nähert.

Da, wo wir alle hinfahren, wohnen ja die, die vor uns hingefahren sind, und sie sind die Onkel und Tanten, Vettern und Basen der Reisegefährten; deshalb finden wir einen besondern Reiz darin, ihnen nachzuspüren: Wo sie herkamen und wie ihr Schicksal war.

Ein Musterbeispiel dieser Durchforschung einer Ahnenreihe enthält die letzte Nummer der „Cahiers Luxembourgeois“ aus der Feder der H. Emil Tiderrich und Mik. Ries. Es betrifft die Familie Vesque (de Puttlange), deren Nachkommen in ungebrochener Lebenskraft noch heute unter uns leben.

Mit unglaublicher Sorgfalt und Genauigkeit sind in jahrelangen Mühn aus allen möglichen Schatteln die Spuren aufgestöbert, die in die Vergangenheit dieser merkwürdigen Familie führen. Ein Zweig ist nach Österreich abgesprengt, wo ihm ein großer Musiker entsproß, und die Musikbegabung war auch in den luxemburger Vertretern des Geschlechtes ein wirkliches Merkmal. Jean Vesque war in den 1850er Jahren Organist und Klavierlehrer in Diekirch. Wenn er in seinen Ferien daheim in der Kirche in Stadtbredimus, wo seine Vorfahren durch Geschlechter anständig gewesen waren, die Vesperpsalmen begleitete, sah man im Hörselberg. Was unter seinen Fingern hervorquoll, war unirdisch schön. Auch hatte er als einer der ersten Luxemburger von den Engländern in Diekirch das Fliegenfischen gelernt.

Sein Vetter Julien Vesque, der sich in Paris als Naturforscher einen Namen gemacht hat, war ein hervorragender Geigenvirtuose, sein Bruder Mikolas, der in Clerf starb, hatte sich, so ganz nebenbei, ohne jeglichen Unterricht zu einem vortrefflichen Klavier- und Orgelspieler ausgebildet, seine Vettern waren immer die besten und geschultesten Sänger. Es ist ein kostbarer Beitrag zur Geschichte der luxemburger Familien, den die beiden Herren uns in dieser Arbeit schenken. Überlieferungen, die am Verblasen waren,

werden festgehalten, und Fäden, die lange im Verborgenen sich spannen, werden aufgedeckt.

In derselben Nummer — deren Inhalt im ganzen klaren Interesse beansprucht — stellt sich M. T. in Sachen Rodange in den fünf ersten Zeilen auf Seiten der „Voix des Jeunes“, in den folgenden Zeilen auf die andere Seite. So haben beide recht, und der Leser kann über Rodange denken, wie er will. Das tut er so wie sie.

Viele Aufsätze in den „C. L.“ waren früher virtuell anonym, da sie nur mit Initialen oder Pseudonymen gezeichnet waren. Bei Glossen, Bücherbesprechungen usw. ist das die Mode. Jeder weiß übrigens, daß hinter den Anfangsbuchstaben ein Mitarbeiter steht, dessen voller Name an anderer Stelle der Nummer unter einem größeren Aufsatz steht. Aber warum eine schüchterne Anonymität auch bei Novellen, Romanen, längeren Beiträgen beibehalten? Wenn da steht J. P., so weiß jeder, es ist Jean Pétain, und wenn es nicht Jean Pétain ist, so ist es eine Irreführung.

Bei der „Voix des Jeunes“ begreift man, daß junge Studenten nicht mit ihrem ganzen Namen hervortreten wollen. Die Gründe sind so einleuchtend, daß sie nicht entwickelt zu werden brauchen. Aber bei den „C. L.“ wäre die Anonymität ein unnötiges und unangebrachtes Zeichen von Dilettantismus. Ihre meisten Mitarbeiter sind Professionelle der Feder, denen man immer wieder gerne begegnet, allen voran Mik. Ries. Warum sollen sie also nicht alle mit vollem Namen vor die Front treten? Der rheinische Dichter Leo Sternberg ist Amtsrichter in Radesheim, was ihn nicht verhindert, seinen Cumul als Dichter offen zur Schau zu tragen. Karl Schönherr ist Arzt, wie es der Dichter von „Dreizehnlinden“ war, und Goethe war Minister. Sie schreiben und schreiben deshalb nicht anonym. Manche Leute wollen leider mit ihrer Anonymität betonen, daß sie das Schreiben nur so gelegentlich nebenbei als Zeitvertreib ausüben wollen. Das ist im Grund nur Präntension. Als wollten sie sagen: Worum andere sich im Schweiß ihres Angesichts mühen, das schüttle ich nur so aus dem Ärmel.

Wollen wir im Schrifttum auf einen grünen Zweig kommen, müssen wir mit diesem albernen Dilettantismus brechen. Sonst leiden wir ewig an dem Zustand, der schon einmal hier als literarische Hundekrankheit bezeichnet wurde.

Daß die „C. L.“ mit dieser Gepflogenheit brechen, ist ein Beweis dafür, daß sie den Dilettantismus überwunden haben.